

Ilinca Florian

*Als wir  
das Lügen  
lernten*

Roman

*Karl Rauch*

Heute Abend darf ich mit meinem Vater in die Dunkelkammer, in der er Fotos entwickelt. Das hat er früher sehr oft gemacht, in letzter Zeit »immer seltener«, wie er sagt, weil er so viel arbeiten muss. Mein Bruder durfte Papa schon oft zusehen und sogar helfen, ich nicht, weil ich klein und tollpatschig bin und die Entwicklerlösungen so wertvoll sind. Da ich aber krank bin, hat Papa Mitleid mit mir. Er will mir eine Freude machen, und er glaubt nicht, dass wir das Gerät, das er Vergrößerungsapparat nennt, ins Ausland mitnehmen werden. Und so ist das vielleicht meine letzte Chance, mit ihm zusammen schöne alte Fotos zu entwickeln.

Unsere Abstellkammer hat er gestern schon leergeäumt. Jetzt stellt er den Apparat hinein. Er besteht aus einem schwarzen Hals aus Metall, an dem ein dreieckiger Trichter befestigt ist. Papa hebt ihn auf den kleinen Holztisch und schiebt eine eckige Plastikwanne nach der anderen in die Regale, auf denen sonst Schuhe für andere Jahreszeiten und staubige Kleidersäcke lagern. Aus verschiedenen Plastikbehältern, die Benzinkanistern ähneln, schüttet Papa viel ölig aussehende Flüssigkeit in die Wannen. Mein Bruder ruft etwas aus dem Arbeitszimmer und gibt erst Ruhe, als mein Vater die Nadel des Plattenspielers wieder auf Anfang gesetzt hat, das Hörspiel von neuem beginnt und ihn wieder einlullt. Papa schließt die Tür zur Abstellkammer, er schaukelt von einem Bein auf das andere, überlegt, ob wir noch etwas brauchen. Ich zucke mit den Schultern, sage professionell: »Ich glaube nicht.« Ich bin jetzt schon so stolz, ich fühle mich als seine Assistentin, ich vergesse meine Krankheit und viele andere Sorgen auch. Er sieht mich streng an und sagt: »Wenn du auf die Toilette musst, dann bitte jetzt.«

Ich nicke stumm. Er denkt, ich muss also. Ich sage »Nein«.

Er sagt noch einmal: »Jetzt ist deine letzte Chance.«

Ich hab's verstanden, ich muss nicht pinkeln, verdammt nochmal. Wann geht es los? Endlich schaltet er das kleine Lämpchen in der Ecke aus, absolute Dunkelheit ist sehr wichtig für alles, was jetzt kommt. Ich habe vergessen, warum genau, aber es hat mit dem Fotopapier zu tun. Ich spüre ein Kribbeln in der Magengegend, ich bin so aufgeregt wie schon lange nicht mehr. Für die Arbeit hat Papa jetzt nur noch wenig gedämpftes rotes Licht von der kleinen Glühbirne, die neben der Wanne im mittleren Regal angebracht ist, mein Vater schiebt lange Filmstreifen durch einen Schlitz im trichterförmigen Teil des Vergrößerungsapparats. Er zieht ein Blatt aus der schmalen Kartonschachtel mit dem Fotopapier, er schneidet im Halbdunkel ein paar Streifen aus dem Papier, er legt einen Streifen auf die Platte.

»Zuerst machen wir eine Probe«, murmelt er.

Ich nicke, ich bin seine treue Assistentin, ich habe fast keine Ohrenschmerzen mehr. Mein Vater drückt einen Schalter am Apparat, zieht ein rundes Glasstück am Hals des Geräts zur Seite, er zählt leise und sehr schnell von eins bis zwölf. Von oben strahlt sehr helles weißes Licht auf das Papier. Er legt den Streifen in die oberste Plastikwanne, er läuft grau und schwarz an. Er wiederholt den Vorgang mit anderen Streifen, er zählt schnell bis achtzehn, bis vierundzwanzig. Endlich nimmt er ein großes, ein ganzes Stück Fotopapier aus der Schachtel. Mein Vater stellt das Bild scharf. Er legt behutsam das Fotopapier auf die Platte, passt es in die Ecken rechts und links ein, er lässt erneut helles weißes Licht daraufstrahlen. Er zieht das Glasstück zurück, drückt den Schalter, im Raum ist es wieder dunkel, er nimmt das Papier von der Platte, legt es in die Wanne im obersten Regal. Vorsichtig stößt er es mit der Plastikzange an, schiebt es durch die Flüssigkeit von rechts nach links. Bald kann man etwas erkennen auf dem schwimmenden Papier, schwarze und graue Flächen, Konturen, die sich ihren Weg auf dem Abbild bahnen wie Käfer, die durch Moos wandern. Papa murmelt: »Das war der Entwickler.« Er zieht das Foto heraus, er legt es in der nächsten Wanne ein Regal darunter ab. Wir starren gemeinsam auf das Bild. Ich bin auf dem Foto zu sehen. Ich trage ein Kopftuch und sitze in einem Kornfeld. Hinter mir ist das Schwarze Meer. Rechts im Bild kann ich das Schiffswrack erkennen. Ich zeige darauf, er nickt, mahnt mich, den Zeigefinger nicht in die glänzende Substanz zu tunken. Das Schönste auf dem Bild gibt sich erst jetzt zu erkennen. Vor meinen Füßen im Feld sitzt ein Hundewelp. Ich streichle ihn mit der rechten Hand. Ein paar Haarsträhnen sehen aus dem Kopftuch hervor, streifen mein Ohr und wehen im Wind. Papa legt das Bild in die unterste Wanne, er sagt: »Zum Schluss der Fixierer.« Ich wiederhole pflichtbewusst das Wort »Fixierer«. Beim nächsten Foto darf ich den Schalter drücken, damit das weiße Licht angeht. Wir sehen Mamas schlafenden Kopf. Ihr Haar liegt wie ein ausgebreitetes Tuch über ihren Schultern, ihr Gesicht ruht auf einem weißen Laken. Papa legt das Bild in die Wanne. Das Haar wird immer dunkler, ihre Haut bleibt hell. Ihr nackter Rücken entfaltet in der Entwicklerlösung seine anmutige Gestalt. Papa prüft das Bild mit kritischem Blick. Ich denke, es ist wunderschön, ich frage mich, ob Mama jemals Papa beim Schlafen fotografiert hat, ich sage: »Sie ist sehr schön.« Papa sagt nichts, er lächelt stumm, legt das Bild in die nächste Wanne. Wir entwickeln noch mehr Fotos vom Schwarzen Meer, von meinem Bruder und mir auf Omas Balkon, mein Bruder trägt ein kariertes Hemd, um das ich

ihn sehr beneide. Ich darf bald auch die Zange halten und in der Flüssigkeit rühren. Meine Augen sind zu Schlitzeln geschrumpft durch die Dunkelheit, eine leise Müdigkeit pocht von innen gegen meine Stirn, zugleich bin ich hellwach, eine Reihe von Bildern giert nach meiner Aufmerksamkeit, es ist so schön, den Fotos beim Entstehen zusehen zu können. Das Abbild von Schatten und Licht auf dem Papier hinter der glasigen Substanz erschlägt mich wie die Erscheinung eines Heiligen den Ungläubigen.

Papa sagt, ich müsse bald ins Bett, ich brülle: »Nein!« Wir hören das Telefon im Wohnzimmer klingeln, mein Bruder schlurft über den Teppich und geht ran. In der Wanne liegt jetzt ein Foto von meinem Fußknöchel, von dem Blut in dicken Streifen fließt, mein Vater hat es damals nach dem Fahrradunfall geschossen. Ich greife durch die Öffnung meines Hosenbeins, taste die Haut an meinem Knöchel ab und streiche über die dicke Narbe, die sich dort gebildet hat. Mein Bruder hat aufgelegt, er steht hinter der Tür zur Abstellkammer, ich kann hören, wie er sein Gewicht von einem Bein auf das andere verlagert, er nuschelt: »Mama kommt später. Ich gehe wieder ins Bett.«

Mein Vater schiebt den Film weiter.

»Entwickeln wir jetzt auch Fotos von Deutschland?«, frage ich. Er versteht mich nicht. Er sagt nichts. Ich wiederhole meine Frage.

Schließlich sagt er: »Das können wir nicht. Wir waren noch nicht dort.«

Ich nicke, aber seine Antwort hat mich nicht zufriedengestellt. »Ich will wissen, wie es dort aussieht.«

Papa lacht. Er sagt: »Das kann man in Büchern nachsehen, teilweise, aber die Wirklichkeit ist meist viel besser. Außerdem sind wir sehr bald dort.«

Ich stampfe mit dem Fuß auf wie ein kleines Kind und rufe: »Ich will jetzt Fotos von dort sehen.«

Mein Vater lacht nicht mehr, er sagt trocken: »Das geht nicht. Deutschland ist unsere Zukunft. Fotos zeigen immer die Vergangenheit.«